



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

L

Der Reisende und seine Uhr.

Eine Fabel.

(An Verlioz, den Verfasser der musikalischen Reisen in Deutschland.)

Ein Jüngling aus Paris, obschon die große Stadt,
Die seine Wiege war, sein Herz mit Dünkel bläht,
Faßt dennoch den Entschluß, zum Wanderstab zu greifen
Und, wie die Jugend thut, die Länder zu durchstreifen.
Doch weislich, eh' er in die Fremde geht,
Stellt er sich seine Uhr erst nach dem Zifferblatt
Des Schlosses seiner Vaterstadt.

Ein Prachtstück war die Uhr, dem keines gleich zu schauen,
Ein unbezahlbar Werk, dem sicher zu vertrauen,
Und so gemessnen Gangs, daß um die Wette
Sie mit der Sonne Lauf selbst Schritt gehalten hätte.

Mein junger Wandrer hält zuerst in Leipzig an,
Den Briefen, die er bringt, kommt freundlich man entgegen,
Nach kurzer Frist fetirt ihn Tebermann,
Und Einladungen regnet's allerwegen.
Doch überall, bei jeder Lustpartie,
Bei jeglichem Diner, ja selbst zum Stellbichein,
Trifft unser junge Freund die rechte Stunde nie;
Streng hält er stets die Zeit nach seinem Zeiger ein,

Drum muß er stets zu spät bei der Gesellschaft sein.
 Doch die Entschuld'gung ist beständig ihm zur Hand:
 „Mit Unrecht klagt Ihr Herrn, daß ich zu lang verzogen,
 Denn diese Meisteruhr hat mich noch nie belogen;
 Der Fehler ist, daß hier die Glocken in dem Land
 Sich einen Vorsprung vor Berlin herausgenommen!“

Nicht lange Zeit darauf in Hamburg angekommen,
 Traf ihn ein andres Mißgeschick,
 Bei diesem Volke stehn die Weiser noch zurück;
 Er selber eilet nun den andern immer vor.
 Vergeblich wie vorher müht wieder sich der Thor,
 Den Leuten dort die rechte Zeit zu weisen
 Und seiner eignen Uhr Untrüglichkeit zu preisen.

Ein alter Seemann, dem die Prahlerei mißfällt,
 Tritt endlich zu ihm hin und spricht: „Ich sah die Welt
 Mir auch im Leben an, sah mancher Völker Sitten,
 Bevor Ihr, werther Freund, die Schwelle überschritten.
 Doch nimmer hab' ich mich so hoch vermessen,
 Die Dinge, die ich fand, zu meistern und zu ändern;
 Ich suchte meiner Heimath Brauch und Sitten
 Bei fremden Leuten zu vergessen,
 Und kam auf's Beste aus in aller Menschen Ländern.
 Ihr tragt da, wie Ihr sagt, ein Uhrwerk ohne Fehl,
 Dazu wünsch' ich Euch Glück und rede Nichts darein,
 Doch dessen, junger Herr, hab' ich Euch auch nicht Fehl:
 Den Zeiger richtet man, um bei der Zeit zu sein,
 Wenn man auf Reisen ist, stets nach dem Zifferblatt
 Der fremden Stadt!“

Ein Musiker aus Berlin.

II.

Plaudereien aus Leipzig.

Unsere Kunstausstellung. — Gewandhausconcerte. — Monument für Bach. — Mad.
 Antolka Giller. —

Haben Sie unsre Kunstausstellung gesehen? — Nein; aber gehört habe
 ich von ihr. — Wie, Sie waren noch nicht dort? — Ei wohl. Ich war im
 ersten Stock der Buchhändlerbörse und sah eine Anzahl recht hübscher Bilder

von holländischen, französischen, flamändischen, Düsseldorfer, Berliner und Dresdner Künstlern, aber Ihre Kunstausstellung sah ich nicht. — Aber Sie sind doch bei uns in Leipzig zu sehen? — Ja die fremden Künstler sind sehr freundlich; es ist schön von Leipzig, daß die fremden Künstler so gefällig sind. — Aber wir kaufen doch auch. Wir sind doch generös. — Auf wie viel Bilder hat sich die Generosität ausgedehnt? — Ich höre auf zehn; vielleicht sogar auf zwölf. — Unter 470 Nummern? Dann begreife ich zwar, warum holländische, bairische und österreichische Maler Einsendungen gemacht haben, aber wie die Berliner, Düsseldorfer, Dresdner und Pariser es konnten, ist mir unerklärlich. — Wie verstehen Sie das? — Sehen Sie, in Holland ist das kleine Lotto, die Ambo-Terno-Lotterie noch erlaubt, aber in Preußen, Sachsen, Frankreich u. wo das Lotto längst verboten ist, da sollte man auch nicht auf die Leipziger Kunstausstellung sein Bild wagen dürfen, denn die Chancen sind ganz dieselben!

Haben Sie das letzte Gewandhausconcert gehört? — Nein; aber gesehen habe ich es. — Wie? Sie kamen zu spät? — Im Gegentheil. Ich kam zu früh. Wäre ich um eine Stunde später gekommen, so hätte man auch die letzte Dachluke besetzt gehabt und es wäre physisch unmöglich gewesen, noch Jemand hineinzulassen. So aber kam ich eine Stunde vor dem Anfang und da noch im Vorsaal ein Stückchen Raum war, so war ich (und hundert andere Personen) gezwungen, das Concert, welches darin im andern Saale gegeben wurde, zu sehen, das heißt so viel, als die kleine Thüre und die Menschenmenge, die sie verstopfte, uns durchzublinzeln möglich machten. — Aber es war zu einem wohlthätigen Zwecke. — Herr, wenn Sie wohlthätig sein wollen, so seien Sie es nicht auf anderer Leute Kosten. Man kauft seine Eintrittskarte, weil man zu Ihnen das Vertrauen hat, daß Sie ihm das Erkaufte — seinen Platz richtig liefern werden. Einem Kunstreiter, der mehr Karten ausgibt, als er Plätze hat, würde man die Bude stürmen; es steht dem Comité einer würdigen Stadt nicht wohl an, das zu thun, was einem Kunstreiter nicht erlaubt ist. Sie halten doch auf den guten Ruf Ihrer Stadt? Was soll nun der Fremde sagen (und Leipzig hat, wie ich glaube, einige Rücksicht auf Fremde zu nehmen) wenn er auf diese Weise sich gesoppt sieht und, während er die Einheimischen, welche die Sitte oder die Unsitte schon kennen und vorsichtig viele Stunden früher sich eingestellt haben, drinnen wie die Privilegirten des Paradieses sitzen sieht, draußen im Vorsaale, wie ein armer Narr, der von St. Petrus fortgejagt wurde, die Himmelsklänge wie verhöhrend durch die Ritzen hören muß? —

Diejenigen, welche in dem erwähnten Concert (zum Besten des Orchester-Pensionsfonds) den vierstündigen musikalischen Genuß durch zwei leere Wartestunden erkaufte, haben allerdings Ursache gehabt, zufrieden zu sein. Ein Concert von Bach für drei Pianos wurde von Mendelssohn, Madame Schumann (Clara Wieck) und Hiller ausgeführt; ein Kleeblatt von Executanten, wie sie der selige Bach sich wohl nie geträumt hat. Es war dieses ein schöneres Monument für den gewaltigen Tonbildner, als das abgeschmackte steinerne Monument, das man ihm auf der Promenade setzte, wo der markige Kopf des alten Meisters aus einem steinernen Käfig wie ein Theatersouffleur aus seinem Kasten herausguckt. — Hiller, der bekanntlich an die Stelle Mendelssohn-Bartholdy's die Direction der Gewandhausconcerte übernahm, hat seine Gattin mitgebracht, eine der glänzendsten Dilettantinnen, die wir wohl jetzt in Deutschland haben. Madame Antolka Hiller ist eine geborene Polin, die in Italien ihre Schule gemacht. Eine gewaltige klangvolle Stimme, eine gute, obschon etwas manierirte Methode und Feuer sind die seltenen Eigenschaften, die man in jenem Concerte, in welchem sie mitwirkte, an ihr bewundert hat. —

— — Das Urtheil des Stadtgerichts in Darmstadt hat der Klage Schelling's contra Paulus kein Gehör geschenkt. Jedermann, der in den Gesetzen den Geist und nicht den todten Buchstaben ehrt, muß sich hierüber freuen. Es ist kein glänzendes Licht, in das sich der Philosoph der Offenbarung durch diesen Proceß gestellt hat. Alle Welt kennt den greisen Paulus als einen Feuerkopf; und Schelling wußte so gut wie alle Welt, daß es seinem heftigen Kritiker nicht um das Abschreiben seiner Vorlesungen zu thun war. Daß der hochfahrende Philosoph zu einem so gemeinen Mittel herabstieg, um sich seines Gegners zu entledigen, daß überhaupt der eine Greis dem andern eine so gemeine materielle Absicht unterschieben wollte, hat in dieser Sphäre etwas Widerliches. Am Rande des Grabes sicht man nicht um Buchhändlerwerth, sondern um den Werth des Höchsten, als dessen Propheten man sich gibt. Der Ausspruch des Darmstädtischen Gerichtes hat aber noch eine andere wichtige Seite. Dürfte man die Vorlesungen eines Lehrers nicht wiedergeben in beleuchtenden Auszügen — dann könnte jede Irrlehre als Evangelium sich hinstellen: sie brauchte sich nur vor dem Druck zu wahren. Noch mehr, ein Kammerredner könnte nach dem Beispiele des Herrn von Schelling die Journale der Opposition des Nachdrucks anklagen, um sich die Bertheidigung zu ersparen.

III.

Literarische Notizen.

— — Frankl's reichhaltige Sonntagsblätter bringen humoristische und sehr ernsthaftige Skizzen von B. Siegländer. Diese begleitet die Redaction mit folgender Note: „Wir machen unsere Leser wiederholt auf des Herrn Verfassers eben erschienenenes Schauspiel: „Salvator Rosa“ (das er selbst setzte), auf sein talentvolles Delgemälde: „Napoleon's Thräne,“ und auf die von ihm erfundenen und lithographirten: „Philosopheme des Lebens“ aufmerksam. Demnächst erscheinen von ihm gedichtete und in Musik gesetzte Lieder.“ — Mit andern Worten heißt dies: Herr Siegländer ist Schriftsteller, Schriftsetzer, dramatischer Dichter, Maler, Lithograph und Liederdichter in einer Person. — Der Wiener Local-Ausdruck nennt ein solches Universalgenie einen „Tausendfappramenter!“

— — In Belgien weiß man Nichts von der Kleinigkeitskrämerei, die unsere deutsche Polizei ziert, und dem ganzen Schweiß von Chicanen und Paskalitäten. Der Belgier hat den Grundsatz: es sei am Ende doch noch besser, einmal einen Lumpen entkommen zu sehen, als Jahr aus Jahr ein Hunderttausende von ehrlichen Menschen zu incommodiren und zu hemmen. Bei der Eröffnung der rheinisch-belgischen Eisenbahn, die vor Kurzem in Köln so glänzend gefeiert wurde, mochten die belgischen Gäste nicht wenig neugierig gewesen sein, die wundervolle Sicherheit kennen zu lernen, welcher die Deutschen vor allen andern Nationen sich zu erfreuen haben müssen, da sie dieselbe ja mit den mannigfachen Plackereien und Formalitäten bezahlen, die man in keinem andern Lande sich gefallen läßt. Wie groß aber war das Erstaunen der guten Belgier, als sie ihre Taschen derselben Gefahr ausgesetzt und hie und da mit derselben Ungenirtheit ausgeleert sahen, wie nur in irgend einem von Gott und der Polizei verlassenem Winkel der Welt. Das Komischste Beispiel davon erlebte Herr Henry de Brouken, der Gouverneur von Antwerpen, bei dem feierlichen Besuche, den er, umgeben von den Autoritäten der Stadt Köln, dem Dom abstattete. Die rheinischen Taschendiebe, die wahrscheinlich auch ein Denkmal von dem schönen Bunde haben wollten, der sie fortan mit ihren Brüdern an der Schelde vereint, zogen dem Herrn Gouverneur seine reiche Reperitruhr hinter dem gestickten Gala-Track hervor, und bis auf diese Stunde konnte man dieselbe nicht ermitteln. Herr de Brouken wendete sich, als er seinen Verlust bemerkte, lächelnd zu seiner Umgebung und sagte: „Der Herr Dieb hat doch hoffentlich seinen Paß in Ordnung?“ —

— — Weihnachten vorigen Jahres durchstreiften Bendemann, Hübner und einige andere Dresdner Maler die Buchläden in der Absicht, ein Paar Bilderbücher zum Weihnachtsgeschenk für ihre Kleinen zu kaufen. Allein es erging ihnen, wie es manchem vornehmen Staatsmanne ergehen würde, wenn er sich die Mühe nähme, in eigener Person die untern Regionen der Gesellschaft zu besuchen. Die Maleraristokratie entsetzte sich über die Folgen der schlechten Verwaltung im Bereich der Bilderbücher. So viel Glend haben sie sich nicht vorgestellt. Auch die kleinen Leute wollen leben, dachten sie sich, und gingen unter dem stillen Entschlusse, der Noth abzuhelpen, nach Hause. Abends im Ministerrathe, d. h. beim guten Glase und der dampfenden Eisgarre, wurde nun berathen, wie der Sache abzuhelpen sei. Da aber die Gefahr dringend war — so beschloffen sie, in der Eile selbst Hand anzulegen und wenigstens für ihre eigenen Kinder das Allernöthigste zu beschaffen. Um dieses zu bewerkstelligen, wählte man ein Kinderlieb, (die Ammenuhr aus „des Knaben Wunderhorn“) von dem jeder sich eine Strophe wählte, um sie durch eine Zeichnung zu illustriren. Bendemann machte den Titel des Büchleins. Hübner machte die Strophe:

Der Mond, der scheint, das Kindlein weint,

Die Glock schlägt Zwölf — daß Gott doch allen Kranken helf.

Erhard die Strophe: Gott Alles weiß — Das Mäuslein beißt.

Die Glock schlägt Ein — Der Traum spielt auf dem Kissen Dein.

Peschel, Richter, Wagner, Dehne, Nitschel, Max v. Dehr und Bendemann illustrirten jeder die darauf folgenden Strophen. Die thätige und geschmackvolle Verlagsbandlung von Mayer und Wigand besorgte Holzschnitt und den Druck, und so entstand ein Bilderbüchlein, wie wir in Deutschland bisher noch keins hatten. Poesie, Grazie und religiöser Sinn (nicht blos kirchlicher) reichen sich in dieser kleinen Galerie die Hand. Namentlich sind die Zeichnungen von Hübner zu der erwähnten Strophe und die von Dehne zu der Strophe:

Die Schwalbe lacht — Die Sonn' erwacht.

Die Glock schlägt fünf — Der Wanderer macht sich auf die Strümpf
wahre Meisterstücke. Die großen Kunstkenner dürften dies Jahr die kleinen Kinder um ihr Weihnachtsgeschenk beneiden. —

— — Für Liebhaber literarischer Curiositäten, welche die Geheimnisse des Styls und die stillen Quellen des Genius großer Dichter gern beschleichen, theilt man uns folgende interessante Anekdoten mit. Als im Jahre 1829 die literarisch artistische Anstalt zu M. die Gedichte eines berühmten königlichen Poeten in Verlag erhielt, ließ sie, um ein so seltenes Werk würdig auszustat-

ten, ganz neue Lettern dazu gießen. Der Schriftgießer ging diesmal mit besonderer Sorgfalt und Künstlerschaft zu Werke, richtete sich aber übrigens nach dem seit undenklicher Zeit bewährten Zahlenverhältnisse der Buchstaben. Man weiß ziemlich genau, wie viele Vocale man für so und so viel Consonnanten braucht, wie groß z. B. die Anzahl der s und der n im Verhältniß zu dem h und dem b sein müsse. Eine lange Erfahrung hat die Schriftgießer gewisse unfehlbare Regeln gelehrt, um die Buchdruckereien gehörig zu assortiren. Nach diesen Regeln war man auch diesmal verfahren und die Setzer gingen an ihre Arbeit. Allein nach wenigen Tagen kam der fleißigste von ihnen zum Factor und meldete, daß in seinem Satzkasten der Buchstabe n zu fehlen beginne. Dem Factor ist dies unerklärlich; es wird doch Niemand einen so kleinlichen Diebstahl in unserem Setzzimmer begehen? denkt er sich und nimmt sich vor, aufzupassen. Am andern Tag jedoch kam ein zweiter Setzer, der dieselbe Klage über völligen Mangel des n vorbringt. Zu gleicher Zeit kommen noch zwei andere, welche behaupten, das n und das d beginne zu verschwinden. Der Factor ist außer sich. Man revidirt — richtig; von allen Buchstaben ist noch eine so große Anzahl da, daß man ein ganzes Buch mit ihnen setzen könnte, nur das e, das n und das d sind fort. Man wendet sich an die Gießerei — diese weist aus, daß die Buchstaben in gehörigem Verhältniß abgeliefert wurden. Endlich — entdeckt der Corrector das große Räthsel. Der königliche Dichter hatte — wie seitdem hinlänglich bekannt ist — die geniale Eigenthümlichkeit, der Partikel auszuweichen und das Particip der gegenwärtigen Zeit mit außerordentlicher Consequenz zu gebrauchen. Dadurch war denn eine so ungeheure Consumtion der e, der n und der d eingetreten, daß auf den ersten zwei Bogen der Vorrath, der für das ganze Werk bestimmt war, aufgezehrt wurde. Man mußte einige Centner neue gießen lassen. Wie bekannt, wurde das Erscheinen der Gedichte damals um mehrere Wochen verzögert.

— — Heine befindet sich in diesem Augenblicke in Hamburg; seine kranke Mutter wünschte ihn vor ihrem Tode noch zu sehen. Der preussische Gesandte in Paris wollte ihm den Paß nicht visiren; Heine antwortete jedoch, daß es ihm in diesem Augenblicke nicht um seine persönliche Freiheit zu thun sei, und daß er selbst auf die Gefahr hin, diese zu verlieren, den Wunsch seiner Mutter zu erfüllen entschlossen sei. Er ist über Brüssel gereist, um sich in Antwerpen einzuschiffen.